

Netzwerk Bibliothek - Keynote zur dbv-Veranstaltung „Einfach Digital!“ am 13.12.2017 in der HOEB in Hamburg (Henning Bleyl)

Ich darf mit Ihnen heute über die sog. Digitalisierung sprechen und habe deswegen selbst erstmal ein paar Fragen gestellt. Zum Beispiel an die Deutsche Bibliotheksstatistik. Die aktuellsten dort verfügbaren Zahlen sagen:

Neben 220 Millionen *physischen* Besuchen in deutschen Bibliotheken, ÖB und WB zusammengezählt, gibt es an die 100 Millionen *virtuelle* Besucher und Besucherinnen. Fast die Hälfte der Nutzer betritt Ihre Häuser also so, wie Harry Potter zu reisen pflegte; nicht gerade auf dem Besen, aber sozusagen mit der Hilfe von Flohpulver und Portschlüsseln. In unserer Welt ist dieser „Portschlüssel“ natürlich ein Portal, das Portal Ihrer Bibliothek.

Stellt man der Statistik weiter gehende Fragen, stellt man allerdings fest, wie viele dieser digitalen Türen de facto noch verschlossen sind oder zu noch ungenutzten Räumen führen. Nicht viel mehr als die Hälfte der kommunalen Bibliotheken – der hauptamtlich geführten kommunalen Bibliotheken! – verfügt über erhebliche elektronische Bestände. (Mehr als 53 % der Erwerbungs Ausgaben wurden hingegen in Wissenschaftlichen Bibliotheken für digitale Medien aufgewendet.) Entsprechend gering ist der Anteil virtueller Entleihungen in den ÖB insgesamt, zumindest 2015 lag er noch bei – was vermuten Sie? bei 4,5 Prozent.

Das ist natürlich Wasser auf die Mühlen derjenigen, die die Meinung vertreten, Bibliotheken seien Papiermuseen – und, im Zeitalter der Suchmaschinen, zunehmend entbehrlich. Ich gehöre ganz sicher nicht zu den Vertretern dieser Perspektive, aber umgekehrt wird leider schon ein Schuh daraus: Wenn die Bibliotheken nicht das tun, was in ihrer institutionellen Logik liegt, sich nämlich offensiv der digitalen Möglichkeiten zu bemächtigen, also den Inhalten verpflichtet zu bleiben, statt überwiegend an tradierten Formen des Wissenstransfers festzuhalten - dann graben sie sich selbst das Wasser ab.

Neben dem Umfang und der Verfügbarkeit der digitalen Bestände gibt es aus meiner Sicht einen weiteren basalen Parameter für die moderne Nutzbarkeit von Bibliotheken: Und das ist die schlichte Frage, ob sie ihren Besucher*innen einen WLAN-Zugang bieten oder eben nicht. In exakt 17 Prozent der deutschen Großstädte ist das nicht der Fall. Das betrifft also fast ein Fünftel der dortigen Bibliotheken. Umgekehrt ausgedrückt klänge es besser: 83 Prozent bieten WLAN – aber für mich, als Bibliotheksnutzer, langt das nicht. Nicht im Jahr 2017. Wie sieht es in der Fläche aus, also bei den Bibliotheken in kleineren oder mittleren Städten und Gemeinden? Dort gibt es ein in etwa ähnliches Zahlenverhältnis: 12 Prozent zu 78 Prozent. Allerdings markieren hier die 12 Prozent den Anteil *der* Bibliotheken, die über WLAN verfügen.

Von außen betrachtet, überrascht das schon, und ich stehe hier ja für den Blick von außen. Ein großer, vor allem aber ein immer größer werdender Teil der Bibliotheksbesucher*innen erwartet heutzutage, dass eine Bibliothek als Ort der informationellen Selbstbestimmung einen kostenfreien WLAN -Zugang anbietet – ich z.B. würde ihn auch dann erwarten, wenn ich keinen Nutzerschein hätte. Denn warum sollte mir irgendein Café diesbezüglich mehr bieten, als der Ort, der wie kein anderer dafür prädestiniert und gedacht ist, Artikel 5.1 des GG umzusetzen: die Verpflichtung des Staates, seinen Bürger*innen zu ermöglichen, sich aus, Zitat, „allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten“?

Dass dem de facto nicht immer so ist, hat natürlich Gründe, darunter viele, die außerhalb des Einflussbereichs der Bibliotheken selbst liegen. Viele Gemeinden haben ihren Bibliotheken regelrecht verboten, ihrer Kundschaft ein offenes WLAN - Netz anzubieten, aus Angst vor der sog. Störerhaftung. Also, um nicht beispielsweise für illegales Filesharing über das offene Netz zur Rechenschaft gezogen werden zu können. Aber diese Sorge müsste nun eigentlich Vergangenheit sein, nachdem der Bundesrat im Herbst einer entsprechenden Änderung des Telemedien-Gesetzes zugestimmt hat.

Jetzt geht es also tatsächlich um die eigenen Vorbehalte und auch Vorurteile, die noch überwunden werden müssten. Ich nenne das Seh-Gewohnheiten. Wenn *ich* also meinen 14-jährigen Sohn auf dem Sofa sitzen sehe, mit dem Handy oder einem anderen eher kleinformatigem Gerät in der Hand, dann habe ich zunächst dieses typische Erwachsenen-Misstrauen: Der daddelt schon wieder. Dabei ist es oft so, dass er liest. Und wenn er dabei ein Buch in der Hand hätte, wäre der Vater zufrieden und stolz auf seinen bildungsbürgerlichen Erziehungserfolg. Das heißt: Wir schließen viel zu leicht von der Form auf den Inhalt.

Der Unterschied ist natürlich: Beim Buch sehe ich selbst, und zwar auf den ersten Blick, was mein Sohn in den Fingern hält. Die Vielfalt medialer Formen zu akzeptieren, heißt also, ein Stück Kontrolle abzugeben. Das halte ich ohnehin für eine Zukunftsaufgabe Ihres Berufsstandes:

Abgabe von Kontrolle, darum gibt es ja zunehmend offene Räume in Bibliotheken, gibt es die groß angelegten Beteiligungsverfahren bei der Planung neuer Bibliotheken usw.

Es ist noch gar nicht so lange her, ich darf das also immer noch erzählen, dass sich mein eben erwähnter älterer Sohn in einer Bibliothek – einer Großstadtbibliothek übrigens - „Krabat“ von Otfried Preußler als E-Book ausleihen wollte. Und dort die Antwort erhielt: Nein, das haben wir nicht digital, und den sollst Du auch gar nicht digital lesen. Hallo?

Das erinnert fast an die Zeiten *vor* Einführung der Freihandbereiche, wo Bibliothekare selbstverständlich mitbestimmten, was man sich auslieh und was nicht. Da reden wir nun zwar von den 70er Jahren, aber die kenne ich aus meiner Grundschulbibliothek durchaus noch. Da musste man immer sehr genau schauen, in welcher Reihe man sich anstellte, um dann bei möglichst der „richtigen“ Lehrerin seine Lesewünsche erfüllt zu bekommen. Schrecklich.

Also: Die Digitalisierung beschränkt die Macht der Bibliothekare, aber sie entlastet sie auch ungemein, weil Automatisierung und selbsttätiger digitaler Zugriff eine sehr reale Arbeitserleichterung bedeuten können. Die Konkurrenz durchs Internet erschüttert die Autorität der Institution Bibliothek natürlich auch im Ganzen: Sie nimmt ihr die Nadelöhrposition, stellt also eine enorme Erweiterung der Demokratisierung von Wissen dar. Anders gesagt: Das Internet ist ein Medium, das von BibliothekarInnen statt von Militärs hätte erfunden und gefördert werden sollen. Bekanntlich war das nicht der Fall. Nun aber können und müssen Bibliotheken diese Erschütterung nutzen, um Ballast abzuwerfen.

Der große Trend ist dabei klar: Physische Medien verlieren an Bedeutung, die Bibliothek als physischer Raum hingegen gewinnt rasant an Wichtigkeit. Das heißt: die beiden wesentlichen Transformationen, die in Bibliotheken heute stattfinden, sind

logisch aufeinander bezogen: die Digitalisierung einerseits und die zunehmende Bedeutung der Bibliothek als physischer Raum andererseits. Ich halte es für völlig in Ordnung und zum Teil sogar angezeigt, wenn eine ÖB ihre physischen Bestände verringert, auch, um flexibler und großzügiger mit ihren Raum-Ressourcen umgehen zu können.

In der internationalen Volkswirtschaftslehre heißt es, Länder, die keine Rohstoffe haben, müssen auf Wissen setzen. Und übersetzt auf die deutschen Bibliothekslandschaften heißt das: Gerade, wer wenig Raum hat, muss auf Digitalisierung setzen.

Wer zugleich wenig Geld hat, muss freilich auch auf Geduld setzen. Aber das muss man ja ohnehin, wenn man sich in der Welt des Digitalen nicht frustrieren lassen will. Die Schlüsselkompetenz im Umgang mit der Digitalisierung, unabhängig von der Menge der zur Verfügung stehenden Mittel, heißt: Geduld. Und zwar auf institutioneller wie auf persönlicher Ebene.

Damit meine ich gerade nicht die christliche Geduld des Ertragens von Missständen im digital trostlosen Diesseits. Was ich meine, ist, dass Digitalisierung in weiten Bereichen ein Do-it-your-self-Training ist. Es gibt nur wenige Wissensgebiete, wo Handbücher und selbst Workshops und Fortbildungen so vergleichsweise unwichtig sind wie das schlichte Selbstaushüben.

Sich mit Geduld zu wappnen und das - immer wieder aufs Neue notwendige - Ausprobieren als kreatives Tun zu erleben, das ist individuelle Selbstermächtigung in der digitalen Welt. Selbstverständlich habe ich mich jetzt auf die Anwendungsebene bezogen; für die dahinter liegenden Strukturen werden Sie den Support der Profis brauchen. Wer keine Budgets und wenig hauseigene Kompetenzen hat, braucht Kooperationspartner. Ihr Profitum wiederum, das der Bibliothekare und -karinnen, verstehe ich so, dass Sie Brücken schlagen zwischen der vielfältiger gewordenen Wissens- und Medienwelt und Ihren vielleicht noch ängstlichen Leser*innen. Bibliothekare sind allerdings eine der Berufsgruppen, die gelegentlich von Perfektionismus heimgesucht werden, z.B. auf Grund der notwendigen Sorgfalt und Akribie ihrer Arbeit. Perfektionismus kann in Sachen Digitalisierung leicht im Weg stehen, besonders, wenn man mit wenigen bis keinen Mitteln zu arbeiten hat. Seine Arbeit digitaler zu gestalten, bedeutet, das Prinzip von Try-and-Error zu akzeptieren, und Spaß daran zu finden, auch wenn man nicht weiß, wie bald nach *Trial and Error* der Erfolg eintritt.

Wir sind hier in einem Haus, das zwar auch nur Bücherhalle heißt, aber selbstverständlich über unvergleichbar größere Kapazitäten der Digitalisierung verfügt als es bei Ihnen der Fall ist.

Dennoch gelten in Bezug auf Digitalisierung aus meiner Sicht vier Dinge:

1. In der Stadt mag sie einfacher umzusetzen sein – aber auf dem Land ist sie wichtiger!

Denn: Wo das Netz der physischen Versorgung größere Maschen hat, muss digital ausgeglichen werden. Aus dem gleichen Grund ist die Digitalisierung,

2. eine Chance gerade für die Alten, für die weniger Mobilen.
3. Digitalisierung ist eine Chance für die kleineren Einrichtungen, weil es letztlich eine smartere und kostengünstigere Art ist, Inhalte zugänglich zu machen.

4. ermöglicht Digitalisierung, das habe ich vorhin ebenfalls schon ausgeführt, die räumliche Entlastung, die zur physischen Umgestaltung von Bibliotheken erforderlich ist. Und wieder gilt aus meiner Sicht: Das ist in der Fläche noch deutlich wichtiger als in Städten, in denen es ohnehin mehr öffentliche Orte gibt, Kulturzentren z.b. Zwar gilt auch in vielen Städte das gern zitierte, zu Recht gern zitierte Alleinstellungsmerkmal, Bibliotheken seien der einzige Ort, an denen man sich, ohne Eintritt zu bezahlen oder konsumieren zu sollen, in angenehmer Atmosphäre mit anderen aufhalten kann. Auf dem Land aber gilt das umso mehr.

Digitalisierung wird, zugegeben, gelegentlich überbewertet. Sie zu predigen ist Mode - was sie aber keineswegs zur Modeerscheinung macht. Zum Schluss will ich meinen Appell, neben - der Notwendigkeit der Digitalisierung auch der *Lust am Digitalen* Raum zu geben, in den Kontext stellen: Natürlich bleiben Bibliotheken Orte voller Bücher, denn natürlich ist digitales Stöbern nicht das Gleiche wie das händische, das haptische Stöbern (was allerdings auch umgekehrt gilt:). Hirnforscher haben längst herausgearbeitet, dass optimale Lernbedingungen durch einen Mix aus Print und Digital-Medien hergestellt werden. Wir brauchen in den Bibliotheken also eine Balance aus materialisierten Medien und solchen, die fluide über Bildschirme laufen. Ich meine nicht, dass Bibliotheken künftig zu kostenfreien *Coworking spaces* mit integrierten Datenbanken werden, in denen Papiermedien nur noch dekorative Funktion haben. Aarhus sieht zwar ein wenig so aus – und ist ja auch gesponsert von einer Stiftung, deren Geld aus dem *digital business* stammt (von der bill and melinda gates foundation). Aber, man sollte Papier nicht unterschätzen, weder als Lesemedium, noch als lesergerät-unabhängiges Speichermedium.

Die richtige Balance zwischen digital und analog, zwischen körperlichen und geistigen Bedürfnissen, zwischen Lärm- und Lernräumen, individuellen und kollektiven Bedürfnissen wird jede Bibliothek selbst definieren und immer wieder verändern müssen. Bloß: auf welcher Seite der Nachholbedarf besteht, um zumindest die Analog-Digital- Balance herzustellen, ist klar.

Als - letztes will ich betonen: Die Digitalisierung ist nicht nur eine Chance, gerade für kleine Bibliotheken. Sondern, umgekehrt gilt auch: Ohne den fachlichen Input der Bibliotheken wäre das *world wide web* weit weniger wertvoll, als es bereits geworden ist: Als Wissensnetz, das in den Bibliotheken genuine Knotenpunkte hat. Einige Knoten und viele, in der Summe entscheidende Knötchen. Vielen Dank.